

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 8 (1926)
Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.30, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugezählt. Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille-Zeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Schiffsgebühren 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsentscheidungen der Inserate. / **Verantwortlich:** Willy Moser

Administration und Inseratenannahme: Dr. A. C. J. Zürich, Sihlstrasse 43, Telefon 65.49, Postfach-Nr. 1001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfaffenquai 11, Zürich, Tel. 60

Nr. 35 **Zürich, 27. August 1926** **VIII. Jahrgang**

Wochenchronik. Schweiz.

Das eidgen. Parlamentsgebäude, in dem sich die gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Meinungen oft wenig friedlich auswirken, steht in dieser Woche im Zeichen eines grossen internationalen Ereignisses. Wie bekannt, hat die Stadt Bern Weltkonferenz-Kongressen einen Ort und ein Gremium aus 12 Mitgliedern beigestellt. Diese beiden Komitees haben ihre Arbeit in Bern aufgenommen. Die Sitzungen der Vereinigten Ausschüsse finden im Ständeratsaal statt. Das schöne, rote Velozimmer der Parlamentarier dient dem Sekretariat der Konferenz. 80 Delegierte aus 24 Ländern nahmen teil. Nur die englische Delegation zählt eine Frau in ihrer Mitte: Die Lady Mary Curzon, Baroness Curzon. Der geistliche Führer der Konferenz ist der Bischof von London, der weltliche von Schweden, der Präsident des Völkerbundes aus Norwegen, Dänemark, Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Deutschland, Frankreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Rumänien, Serbien, Bulgarien, Amerika haben hohe kirchliche Würdenträger entsandt, darunter einige patriarchalische Gestalten, die in ihrem Ernst fesseln würden. Japan und Indien stellen eine eigene Gruppe von Vertretern.

Neben organisatorischen Fragen bildet die Schaffung eines christlich sozialwissenschaftlichen Instituts den wichtigsten Gegenstand der Beratung. Die Erkenntnis, dass hohe grundsätzliche Forderungen und Forderungen für die soziale Arbeit der Kirche nicht genügen, rief dem Plan des Unternehmens. Die Aufgaben der heutigen sozialen Arbeit im Lichte des Christentums und des christlichen Gewissens diskutiert werden. Man hofft das Institut zur Zentrale für die verschiedenen christlich-sozialen Bewegungen aller Länder zu machen. — Sechs Kommissionsmitglieder für Spezialfragen tagen anlässlich der Konferenz der vereinigten Ausschüsse ebenfalls in Bern. Auch die Zusammenarbeit mit der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen in Zürich soll zur Beratung kommen.

Obwohl es sich bei dieser Veranstaltung um Tagungen mit vornehmlich vertraulichem Charakter handelt, erhält die Bevölkerung doch reichlich Gelegenheit, mit den Gästen in Beziehung zu treten. Öffentliche Feiern im Münster, Empfangs usw. auch durch den Bundesrat, sorgen dafür.

Ausland.

Das große politische Ereignis der Woche ist der Sturz des Diktators Pangalos in Griechenland. Diesen General, der sich im Juni 1925 aus eigener Machtbefugnis an die Spitze der Regierung stellte, hat nun das gleiche Schicksal ereilt, das er seinem Vorgänger bereitet. Es wird noch lange dauern bis Griechenland zur wahren Republik herangereift ist, vorerst bleibt es Lummelplatz ephemerer militärischer Führer. Einen Sitz den anderen ab, auch dem neuen Regierungspräsidenten, dem General Kondylis, dürfte ein kurzes Regiment beschieden sein.

In Deutschland besaß sich das Reichstagsabgeordnete in den letzten Tagen eingehend mit der September-Session des Völkerbundes. Es stellte fest, dass die Ausrichtungen für den Eintritt Deutschlands seit der bemerkenswerten Mission kaum besser geworden seien. Die bisherigen Vorschläge der Sonderkommission für die Reorganisation des Völkerbundes bilden keine Gewähr für eine widerstandsfähige Aufnahme Deutschlands. Im Gegenteil scheinen neben Polen und Spanien neue Ansprüche Lateinamerikas und Chinas aufzutauchen. Dieser pol-

itischen deutschen Auffassung stehen Stimmen aus der Weltbühne gegenüber, welche weit zuversichtlicher klingen.

Viel genannt sind in letzter Zeit Copen und Malmedy, die beiden Grenzstädte, welche Deutschland laut dem Vertrag von Versailles an Belgien abtreten sollte. Die deutsche Bevölkerung dieser Städte, die wirtschaftlich ganz auf das alte Vaterland angewiesen ist, fügt sich widerwillig in das belgische Staatsbürgerrecht. Unoffizielle deutsche Verbände, die Städte gegen eine finanzielle Entschädigung zurückzugewinnen, waren dem Erfolg nahe. Die führende belgische Zeitschrift hat sich einstimmig für die Rückgabe dieser Städte ausgesprochen, ohne Frankreich gemacht. Unter der Hand legt die französische Regierung alle Hebel in Bewegung, um ein den Frieden förderndes belgisch-deutsches Uebereinkommen betreffend die beiden Städte zu verhindern. Obgleich man von dem neuen belgischen „Vincennes“ spricht, scheint der Ministerpräsident doch etwas vom alten behalten zu haben.

Pandita Ramabai

eine Kämpferin für die Frauen in Indien.

Von E. J.

Man hört je und je vom traurigen Los der indischen Witwe. Früher allerdings waren in Indien Männer und Frauen gleichberechtigt. Der Hinduismus, die alte Religion Indiens, hatte die Freiheit der Gefährtin des Mannes gewährleistet. Nach und nach aber wurde das Los der Frau immer trauriger, ihre Versklavung nahm stetig zu. Die Eltern verheirateten ihre Töchter sehr jung, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, und wenn man eine Schule für junge Mädchen einrichten will, so sagen heute noch viele Mütter: „Wogu? Meine Tochter kann Reis kochen, das genügt.“ Aber das Los der Frau ist nicht das Schlimmste. Schlimm wird es erst, wenn sie Witwe wird und nun als Verklümmte gilt, wenn ihr nun jedermann aus dem Wege geht und sie nur noch gut ist, um die ererbten Güter zu verwalten. Die Witwenverheiratung ist ihr verboten, und der Mann, der eine Witwe heiratet, verliert Familie und Rasse. Früher herrschte bekanntlich die abschließende Sitte, dass die Witwen mit dem Leichnam ihres Gatten lebendig verbrannt wurden. Dies ist heute verboten. Eine bessere Stellung aber gab das Verbot der Witwe nicht. Der frühen Zeitarten wegen aber gibt es eine Menge Witwen, die schon im zarten Alter Witwen wurden und nie den Gatten kannten. 1893 zählte man in Indien 23 Millionen Witwen, von denen 64 000 unter 9 Jahre alt waren und 13 000 unter 4 Jahren.

Die christlichen Missionen kämpfen für diese armen Wesen durch Gründung von Anstalten und Waisenhäusern, aber es war eine indische Witwe, die endlich den Kampf mit Erfolg aufnahm, Ramabai. Ihr Leben bietet in ver-

schiedener Hinsicht viel Interessantes. Zwar findet man in den über sie geschriebenen Büchern, die von Missionsgesellschaften herausgegeben wurden, verhältnismäßig wenig über ihr Eintreten für die Frauen, aber das Wenige bietet doch genügend Anhaltspunkte, um sie eine Vorkämpferin für Frauenrechte nennen zu dürfen.

Ramabais Vater war ein frommer und gelehrter Mann, ein Angehöriger der Brahmanenkaste, der nur in einem Punkte von seinen Mitbürgern sich unterschied, er war durch das Studium der alten heiligen Schriften zur Ueberzeugung gekommen, die Frau habe wie der Mann das Recht zu studieren.

Nachdem er seine erste Frau verloren hatte, heiratete er ein fünfjähriges Mädchen, das er lesen lehrte. Es wurden ihnen drei Kinder geschenkt, deren jüngstes Ramabai war.

Der Vater freute sich über ihre frühreife Intelligenz, er lehrte sie mehrere indische Sprachen, sogar Sanskrit, und im Alter von 12 Jahren konnte sie 18 000 Verse der heiligen Schriften auswendig. Vater, Mutter und Schwester starben, Ramabai und ihr Bruder beschloßen, eine Pilgerfahrt zu machen und in den berühmtesten Tempeln des Landes anzubeten. Aber ihre religiösen Ueberzeugungen wurden erschüttert durch Betrugereien der Priester, die schlechte Behandlung der Witwen anordnete und sie traten öffentlich für diese Armen auf. Zuletzt kamen sie nach Calcutta, wo sie Aufsehen erregten. Die junge Ramabai wurde aufgefordert, vor einer Gesellschaft von Gelehrten zu predigen. Diese verglichen sie mit Sarasvati, der Göttin der Weisheit, und gaben ihr den Titel Pandita = Doktorin. Sie war die erste Frau, die diesen Titel erhielt.

Sie hielt nun Vorträge, die enthusiastisch aufgenommen wurden, edle Menschen sorgten für ihren Unterhalt, da sie ganz mittellos war. 1880 machte sie, 22 Jahre alt, die Bekanntschaft eines bengalischen Advokaten, dessen Frau sie wurde. Schon nach 10 Monaten starb ihr Gatte an der Cholera und sie blieb allein mit ihrem Töchterchen Manorama.

Ihre Stellung war besser als die der meisten indischen Witwen, da sie eine gute Bildung besaß. Sie begab sich nach Poona, der Hauptstadt des Kaiserreichs der Maharattas, wo die Frauen nicht in Zenanas eingeschlossen sind und sich einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen, und begann eine Serie von Vorträgen über weibliche Erziehung. Auf Grund der alten heiligen Schriften legte sie dar, dass die Erziehung der Frau befehlen und ihre Unwissenheit mitleidigen. Sie forderte für die jungen Mädchen höherer Kasten Studien in der Muttersprache und im Sanskrit und trat energisch gegen die

Kinderheiraten auf. Ihre Ideen, die viel besprochen und kritisiert wurden, machten einen tiefen Eindruck auf die besten Familien der Stadt und bewirkten die Gründung eines Frauenvereins für Erziehung junger Mädchen und Erwandnenheirat. Voll Eifer durchzog die junge Rednerin das ganze Land und in jeder Stadt gründete sie einen Zweig ihres Vereins.

Ihr Traum war die Schaffung einer Institution für unbemittelte Witwen, aber es fehlte ihr an Geld. So nahm sie eine 12jährige Witwe in ihr eigenes Heim auf und machte sie zu ihrer Gehilfin.

1882 beauftragte die britische Regierung eine Kommission mit einer Enquête über Erziehung in Indien. Als diese Kommission Poona besuchte, wurde sie eingeladen, eine Sitzung der Frauenvereinigung zu besuchen, an der über 300 Frauen mit ihren Kindern teilnahmen. Ramabai sprach für sie alle. Sie forderte die Schaffung von Schulen für junge Mädchen, die von Frauen geleitet werden sollten, und verlangte von der Regierung die Mittel zur Ausbildung von Lehrkräften.

Sie spürte aber, dass ihre Erziehung doch in vielem recht mangelhaft sei und beschloß, nach England zu gehen, wo sie in einem Diakonissenhaus freundliche Aufnahme fand. Dort studierte sie erst englisch und wurde Christin. Bald erhielt sie die Stelle eines Sanstrichtprosektors an einer Mädchenhochschule in Cheltenham, wo sie selbst Mathematik, Naturwissenschaften und englische Literatur studierte. Von England folgte sie einer Einladung nach Amerika, wo sie drei Jahre blieb und eine Freundin fand in Rachel Bobler, der Direktorin der medizinischen Frauenschule in Philadelphia. Stets aber dachte sie an ihre Schwestern in Indien. Sie veröffentlichte ein Buch: „Die indische Frau der hohen Kasten“, und beschrieb dann die Erfahrung von tausenden von indischen Frauen, die zur Unwissenheit verurteilt sind durch ein verkommenes Seidentum; die Kinderheiraten; die Versklavung der Frau und das Witwenmartyrium. In der Vorrede erzählte Rachel Bobler Ramabais Geschichte und ihren Plan, ein Institut für junge Witwen zu gründen, und machte einen feurigen Appell an die Amerikaner. Die Gründung einer Ramabai-Gesellschaft folgte, die für die nötigen Gelder für die Schule sorgen sollte. In den Statuten wurde festgelegt, dass in der Schule die nationalen Gebräuche festgehalten werden sollten und dass Nahrung und Kleidung einfach sein müsse. Jeder Schülerin musste Religionsfreiheit gewährt werden.

Mitte April konnte die Schule in Bombay eröffnet werden, die sich Sharada Sadan, Schule der Weisheit, nannte.

gab ihm wieder die Hand und ging der Stadt zu. Bronelli blieb noch ein Weilechen stehen wie verloren, sah ihm nach, bis er hinter dem Grundab verschwunden, und als es weiterging, schritt es so leicht, fast als hätte es keine Mühe gekostet oder ein Glaschen süßen Wein getrunken. Kürzer als sonst schien ihm der Weg, und als es dahinein ins Stübchen trat, da war ihm manches anders geworden, sei es fortgegangen. Dort in der Ecke das Spinnweb hatte es gestern und lange nicht gesehen, und kaum, dass es kein Kopfuch abgenommen, ging es mit dem Felsen an die Arbeit, und es war, als ob ihm auf einmal die Augen heller geworden. Die Tage darauf, wenn es am Fenster lag, blieb die Nadel einmal still stehen, und Bronellis Augen wanderten den Weg hinunter, als ob es jemandem entgegengekommen könnte, aber es schüttelte den Kopf und konnte es nicht glauben.

Draußen zog der Winter ins Land und streute Flocken, kaum, dass er und dort auf den Werten ein bitterer Hauch noch über die Dächer lagte.

In einem Nachmittage, als vor dem Fenster der Schnee in der Sonne wie von tausenden Sternen glitzerte, fiel Bronellis Auge wie von ungeheurer durchsichtiger Fenster. Wer kommt da? Und diesmal ist es nicht umsonst, das es geschaut. Im schwarzen, langen Rock steht er daher, der Friedli. Es geht wohl mühsam mit dem Atem durch den tiefen Schnee, und einmal bleibt er stehen und lockert das schwarze Halsstück.

Als ob es zwanzig Jahre jünger geworden, läuft Bronelli nach der Tür. Im Gehen kehrt es zurück und bindet die Sonntagsschürze um. Da hört es brausen schon den Schritt, den Schnee schlägt er vom Schuh, jetzt, ehe er anklopft, öffnet es die Tür.

„Gottwillkommen, Herr, gelobt sei Jesu Christi!“ „In Ewigkeit“, macht der Pfarrer. Aber wie er, gab ihm wieder die Hand und ging der Stadt zu.

Beuilleton.

Bronelli.

Von Josef Reinhardt.
(Fortsetzung.)

Einmal wohl im Monat, wenn der Rorb mit Nahrung hin geküßt, hand Bronelli das rote Kopftuch ab, und schloß das Häuslein ab, legte den Schlüssel hinter den Goldsack am Küchensfenster. Dann sah man's mit gelbemühten Zümpeln der Stadt aufbrechen. Im Laden am Marktplatz stand der Herr und zählte ihm sein Wädeln auf den Tisch, und während das Wädeln mählig seine Augen zuwinkte, lächelte er etwas und sprach ein paar Worte vom Wetter und vom Jahr, und wenn es freundlich und lächelnd Wiedergelag, trat es in Borsers Laden, kaufte seinen Bierling Kaffee und sein halbes Pfündlein Zucker, und dann zog Bronelli wieder zur Stadt hinaus. Manchmal auch reichte es zu einem weissen Semmelweiden.

Auf dem Verbot hinter der Stadt, wo die Bank unter den Linden noch heute beim Brunnen steht, lag es fast jedesmal nieder, bevor es an den großen Rast vor seinem Dörflein kam. Während es sein Wädeln ab und von Zeit zu Zeit Brokrumen und Krümchen aus der Schürze zupfte, zählte es noch einmal sein mageres Geld, wuschte dann die Schürze glatt und nahm den Seimweg wieder auf.

Der Sonntag war immer ein großer Tag für Bronelli. Wenn vom Dorf das erste Glockengeläute kam, nahm es den geläuteten Schal aus dem Schrank, legte das Häubchen mit den blauen Verbenen auf, und mit dem großgedruckten Gebetsbuch ging es sitzend durch die Wiese, dem Dorf, der Kirche zu.

Dort sah man's jahraus, jahrein in der gleichen Bank vor dem Muttergottesaltar, es hörte dem Pfarrer zu, nahm auch einmal im Sommer ein Pfündlein, las seine Messe auf den vergilbten Wädeln, befeuerte noch ein Vaterunser für die Mutter und die armen Seelen, und wenn es das Weidwässer empfangen, ging es auf den Friedhof, trankte das Gerantumfödeln auf dem Grab und goß Weidwässer in die Schale. Wenn's im Dorf Mittag läutete, froh Bronelli den Feldrain hinan, und während es den Sonntagsschritt im Schrank verlorste, dachte es an sein Festtagsmahl. Und wenn es kein Pfündlein gegessen und seine Eierlein aufbewahrt, setzte es sich auf die Bank unter dem Hausdach, mit dem „Kempis“ in der Hand. Etwas fielen ihm die Augen zu, etwas hielt es die Hand an die Stirn und träumte ihm Dorf hinab, und dann war wieder Zeit der Erinnerung.

„An ihn denken ist Sünd!“ meinte es früher, schaute rasch ins Wädeln und las, aber als die Zeit der Silberjeden kam, da wachte es, daß ihm der Sarg nicht mehr zürte, wenn es an den Friedhof dachte, der geistlich war. Und doch lag es ihn noch einmal und noch manchmal und erlebte dabei noch Sonnenlicht in seinem tiefen Abend.

Nach manchem Jahr, am letzten Frauentag, als schon die Augen den trüben Schleier hatten, lag es an einem Sonntag in seiner Kirchbank. Einmal und wieder einmal hob es den Kopf; dort vorm Chor lag ein Herr im weissen Saar, ein Geistlicher wohl aus der Stadt, dachte Bronelli. Aber als er seiner Mutter das Weidwässer gab, vernahm es, wer es war. Der Friedli, der war wieder geworden auf seinem Pfund im fremden Dorf und heimgeführt ins Pfarrhaus, wo sie ihn heiter Stüblein aufgetan hatten, da rief er ruhen konnte von seiner Hirtenmühle. Eine

Messe lesen in der Früh und die Kranken besuchen und trösten, so wollte er seinen Abend im Heimatdörflein verbringen. Am Nachmittage mußte Bronelli einmal bitter lächeln, daß es so schwach im Kopf und im Bein war, weil es nicht mehr andächtig lesen konnte. Wohl schüttelte es den Kopf; aber das Bild von Friedli war die ganze Woche vor seinen Augen.

Am Samstag macht es so arbeitsam wie sonst seinen Weg aus der Stadt und will dem Dörfli zu. Wer kommt dort um die Biegung der Straße, geschieht am Stod, wie wenn er etwas suchte, und weiße Lenden ringeln sich unterm Hut hervor.

Bronelli geht am Straßenrand. Beim ersten Blick fährt's ihm durch den Kopf, der Friedli, das ist sein Schritt, wie einst, nur mißlicherer jetzt.

„Tag Herr!“ macht's und will vorbei. Jetzt aber steht er still und zieht den Hut, und die kleinen, munteren Augen schauen aus roten Bäcklein freundlich hervor, die Hand reißt er ihm, es schaut langsam auf wie ein Kind, das sich gefürchtet.

„Wer er rehet, und die Freude laßt aus seinen Augen und den Worten: „Gottwillig! So! Gottwillig! Bronelli, immer glund und zueg?“

Beim ersten Bild und Wiedererkennen sind ihm die Wangen rot geworden, aber seine Worte gehen ihm aus Herz, und wie ein verdorrtes Pflänzlein im Abendregen hebt sich sein Mut und findet Worte, und als es geht und immer mit ihm geredet, berichtigt es ihm einseitig, wie es ging und geht, und es ist dem Weiblein wie Erquickung, denn es hat längst verlernt, daß man es nach langer langer Zeit gefragt. Der Herr, der Friedli vermag es nicht, zu fragen, und als er ging, blieb es ihm in den Ohren, was er zuletzt gesagt.

„So lebet wohl! Und kurze Zeit! Will kommen einmal, Bronelli, zu Euch!“ Und setzte den Hut auf,

Messe lesen in der Früh und die Kranken besuchen und trösten, so wollte er seinen Abend im Heimatdörflein verbringen. Am Nachmittage mußte Bronelli einmal bitter lächeln, daß es so schwach im Kopf und im Bein war, weil es nicht mehr andächtig lesen konnte. Wohl schüttelte es den Kopf; aber das Bild von Friedli war die ganze Woche vor seinen Augen.

Am Samstag macht es so arbeitsam wie sonst seinen Weg aus der Stadt und will dem Dörfli zu. Wer kommt dort um die Biegung der Straße, geschieht am Stod, wie wenn er etwas suchte, und weiße Lenden ringeln sich unterm Hut hervor.

Bronelli geht am Straßenrand. Beim ersten Blick fährt's ihm durch den Kopf, der Friedli, das ist sein Schritt, wie einst, nur mißlicherer jetzt.

„Tag Herr!“ macht's und will vorbei. Jetzt aber steht er still und zieht den Hut, und die kleinen, munteren Augen schauen aus roten Bäcklein freundlich hervor, die Hand reißt er ihm, es schaut langsam auf wie ein Kind, das sich gefürchtet.

„Wer er rehet, und die Freude laßt aus seinen Augen und den Worten: „Gottwillig! So! Gottwillig! Bronelli, immer glund und zueg?“

Beim ersten Bild und Wiedererkennen sind ihm die Wangen rot geworden, aber seine Worte gehen ihm aus Herz, und wie ein verdorrtes Pflänzlein im Abendregen hebt sich sein Mut und findet Worte, und als es geht und immer mit ihm geredet, berichtigt es ihm einseitig, wie es ging und geht, und es ist dem Weiblein wie Erquickung, denn es hat längst verlernt, daß man es nach langer langer Zeit gefragt. Der Herr, der Friedli vermag es nicht, zu fragen, und als er ging, blieb es ihm in den Ohren, was er zuletzt gesagt.

„So lebet wohl! Und kurze Zeit! Will kommen einmal, Bronelli, zu Euch!“ Und setzte den Hut auf,

eitet durch die Erziehung zur Klangvorstellung, durch
die Entwicklung des Empfindens für musikalische

Und doch geht es uns etwas an, trotzdem es „so weit weg“ ist. Wenigstens sollen wir Kenntniß haben von diesen Dingen, denn sie sind international verflochten und auch bei uns können und müssen wir immer wieder dagegen antämpfen und die öffentliche Meinung aufklären. Denn es sind unsere Töchter, junge unglückliche Mädchen, um die es sich handelt, die oft durch einen schmählichen Handel überlistet und irgenbwohin, vielleicht gerade dorthin verschif-

Wer trägt die Verantwortung dafür? In erster

Ganz gewiß dürfen die Frauen nicht mehr über diese Dinge hinwegsehen und hinwegschweigen. Es ist Sache der Frauenwelt, in allen Ländern dagegen

Ferner werden noch einzelne Vorträge stattfinden über:
Die Fürsorge für das Schulkind: von Hrn. U. Schär
Schulfürsorgeamt Basel.

Ladenpreise: VIRGO 1.50, SYKOS 0.50, NAGO, Olten

Eine Kur mit dem gipshaltigen Weissenburger Thermalwasser heilt nicht nur Bronchialkatarrhe, chron. Katarrhe der oberen Luftwege, Pleuritis, Asthma Exudate, sondern sie wirkt auch vorbeugend gegen die gefürchteten Krankheiten während den nassen Jahreszeiten. Keine Lungenkranke. Solbäder, Fichtennadel- und Sprudelbäder. Pension von Fr. 10.— an. Spezialarrangement für Familien. Haecy & Jenni, Bes.



Persil

für jede Art Wäsche
Einfachste Anwendung
HENKEL & Cie. A.G., BASEL

D.205 g

Weshalb zählen wir zu
unsern ständigen Kunden? **20,000TM Damen**
Weil diese wissen, dass ihre gewobenen

zerissenen Strümpfe

zum Preise von 65 Cts. (aus 3 Paar 2 Paar) oder zu Fr. 1.10 mit
 neuem starkem Tricot ladeloos repariert werden. (46)
 Ein Versuch, und auch St. müssen unser treuer Kunde. — Fädeln
 sollten nicht abgeschnitten werden. (OF 492 Ch. 46)

Strumpf-Reparaturfabrik Flums No. 101 (St. Gall.)

Bafik-Resten

bis 11 m Länge und 90 cm Breite in den originalsten indischen Mustern, ganz gold in der Farbe, per Meter à Fr. 2.20. Geeignet für Vorhänge, Morgenkleider, Schürzen, Kleider.

H. Leuzinger-Jenny, Neistal (bei Olten)

Auswahlsendungen stehen zu Diensten, 7

PESTALOZZI-MEHL

wird als Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Blutarm und Magenleidende in allen Spitälern gebraucht. Es ist das beste, angenehmste und billigste Frühstück für Erwachsene. Das beste Nahrungsmittel für Kinder, beschleunigt die Entwicklung der Knochen und Muskeln und entfernt die Kinderdiarrhöe.

Die Büchse 500 Gr. Fr. 2.60 überall zu haben

Advokaturbureau

Dr. jur. Gertrud Müller

Rechtsanwalt - Zürich

Badenerstrasse 123 [beim Bezirksgericht]

Führung von Zivil-, Straf- und Verwaltungsverfahren.

Tel. Selnau 2474.

Gesucht per 1. Oktober 1926 ein
Haushaltungslehrer
im Internat, welche auch Handarbeitsunterricht erteilen kann. Tüchtige Praktikantin erhält den Vorzug. Annahmungen sind bis zum 10. September 1926 erbeten an d.
Bernische Haushaltungsschule in Worbs